

ren, Feuerstochen, mit Hin- und Herlaufen und Kommissionenmachen in und außer der Stadt, an Festtagen mit Schuldeneintreiben und, was mir am meisten verhaßt war, mit dem Sammeln oder richtiger mit dem Stehlen des Wachses von den Leuchtern in der Kirche zum Gebrauch bei dem Geschäfte, wie ich von dem Meister und der Meisterin und den Dienstboten herbe Worte und mitunter noch härtere Schläge, Kälte und Hitze, Hunger und Durst bis zum äußersten zu ertragen hatte – was ich auf solche und mehrfache andere Art für ein Elend ausgehalten habe, das würde kaum in einem großen Buche zu beschreiben sein. Ja, ich mußte so schwarzen Hunger leiden, daß ich, wenn mich nicht der Klang der Muttersprache und die Nähe meiner nur vier Meilen entfernten Vaterstadt vom Gegenteil überzeugt hätten, ich hätte glauben mögen, nicht etwa vor langer Zeit, sondern jetzt erst recht mich unter den Böhmen im Elende zu befinden. Dazu kam noch, daß mir nicht weniger die Künstelei des Handwerks mißfiel, wodurch wir nämlich der Hoffart gar grossen Vorschub taten. Da wurden wir gedrängt, nicht aus einfachem, sondern aus vielfarbigem Tuche auch die geringfügigsten Kleidungsstücke anzufertigen. Wir mußten, wie Maler, aufs sorgfältigste Wolken, Sterne, blauen Himmel, Blitze, Hagel, wie bei Liebenden ineinandergeschlungene Hände darauf sticken; Kreuze, Brillen sowie andere endlose Torheiten mehr, wie deren das geräuschvolle höfische Leben aus Leichtfertigkeit und Hoffart täglich neue aufbringt. Die kostbarsten Stoffe wurden dazu verwendet, als nämlich Scharlach, englischer Stanet, Wollentuche von Lüttich, Rouen, Grenoble, Brügge, Gent, Aachen, und andere noch kostbarere; an Seidenstoffen aber Samt, so sich rauh anfühlt, Damast, Schamelot, mit Rosen in Plattstich verziert, Zandel und Zandelin, auf die kleinsten Riemchen geschnitten, wie man sie es mit ganzen Stücken von dem blutigen Schweiß der Bauern und Armen um schweres Geld sich anschaffen sieht. Was ferner die Reste von fremdem Tuch angeht, die bei den Schneidern für nichts angeschlagen werden und wovon sie in allen Ecken der Werkstätte hohe Körbe voll stehen haben, so dünkte es mir denn doch ein unerlaubter Diebstahl, solche zurückzubehalten, und verursachte dies mir im Gewissen nicht geringes Ärgernis, wie es mir auch täglich mehr Ekel an dem Handwerk und Verzweiflung an meinem Heil verursachte. Und doch ist solches eine allgemeine, von allen Habsüchtigen und Dieben gebilligte Gewohnheit: sie pflegen unter dem Tisch einen Kasten oder Korb zu haben, den sie „das Auge“ nennen; dahinein werfen sie die Tuchreste, und wenn sie darum angegangen werden, so geben sie zur Antwort, es wäre kaum so viel übriggeblieben, als womit man ein Auge vollmachen oder bedecken könne, meinen aber damit ihren Korb, nicht ihr Auge.

So hatte ich denn mein Handwerk wohl aus besten Kräften erlernt; allein wegen der eben erwähnten und anderen Umstände mehr schien es mir für das Heil meiner Seele gefährlich, und war ich solchermaßen seiner leidig geworden. Als daher meine Lehrzeit aus war, wanderte ich gen Frankfurt.

Aus „Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein“ (1478-1526)

Die Steingutfabrik Damm 1827 – 1884

Der Ort Damm unmittelbar vor den Toren der Stadt Aschaffenburg kam durch räumliche Ausbreitung beider Gemeinden dem größeren Nachbar immer näher. Die Grenzen verwischten sich, und seit dem Jahre 1901 ist Damm

der Stadt Aschaffenburg eingemeindet. Das ursprüngliche, hauptsächlich von Landarbeitern bewohnte Dorf Damm (Einwohnerzahl 1832: 1476, 1877: 2234) änderte mit dem Entstehen gewerblicher Betriebe am Ort und in der näheren Umgebung sein ländliches Gepräge; viele Bewohner stellten sich auf Fabrikarbeit um und gaben auch der sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelnden Eisenbahn zahlreiche Hilfskräfte.

Der erste Werkbetrieb von örtlich großer, in weiterem Umkreis beachtlicher Bedeutung war in Damm die Steingutfabrik des Daniel Ernst Müller, entstanden zu einer Zeit, als allerorts das „englische“ Steingut mit dem teuren Porzellan in Wettbewerb getreten war, und als im „Untermainkreis“ das Steingut noch aus dem „Auslande“ eingeführt werden mußte mangels günstig gelegener Herstellungsstätten des eigenen Landes. Die neue Fabrik sollte die Abwanderung des Geldes ins Ausland unterbinden.

Die Erzeugnisse der Steingutfabrik Damm sind in erster Linie bekannt geworden durch figürliche Arbeiten unter Benützung der alten Formen der Kurmainzischen Porzellan-Manufaktur in Höchst am Main. Es würde jedoch die jüngere Fabrik in ein falsches Licht gesetzt, wenn man, wie es gelegentlich versucht wurde, ihre figürlichen Erzeugnisse „Höchster Nachahmungen“ nennen würde. Aus den alten, durch Kauf erworbenen Formen wurden die Figuren aufs neue hergestellt, und zwar mit anderer Rohstoffzusammensetzung in Steingut. Um jede Verwechslung zu vermeiden und jedem Stück sein Ursprungszeugnis beizugeben, kennzeichnete man viele Jahre lang unzweideutig jede Steingutausformung als aus „Damm“ stammend mit einem „D“ neben dem Kurmainzischen Rad, dem Kennzeichen der Höchster Vorgängerin. Und es ist wenig bekannt, daß in der Glanzzeit der Fabrik zahlreiche figürliche Neuschöpfungen entstanden, die auch in dieser künstlerischen Richtung unserer Fabrik die volle Geltung und Bedeutung einer selbständigen Manufaktur gaben.

Doch die Figurenbilderei war nur ein kleiner, gewissermaßen schön-geistiger Zweig des Unternehmens, ein üppiger kostbarer Ausbau, den sich die Fabrik schuf, als sie bereits in gutem Betrieb war. Ihr Hauptarbeitsgebiet lag in der Herstellung von Gebrauchsgeschirr, von einfarbigen oder im Druckverfahren dekorierten Steingutwaren, welche guten Absatz fanden, allerdings wegen der Zerbrechlichkeit der Masse auch vergänglich waren und deshalb nur in bescheidener Zahl auf uns gekommen sind.

Wenn auch das Gebrauchsgeschirr sich naturgemäß in seinen meisten Formen an das bereits vorhandene anlehnte – es gab jedoch auch Formen „Damm“ –, wenn auch die meisten figürlichen Erzeugnisse den Alt-Höchster Formen entstammen, so wollte Damm in seiner guten Zeit dennoch niemals nachahmen. Erst in den Jahren des Niedergangs der Fabrik verschwand das kennzeichnende „D“ aus dem Figurensockel, das aus frühen Stücken nicht selten nachträglich von unreellen Händen entfernt wurde, um den Verkauf des Dammer Steingutstückes als „Höchster Porzellan“ zu versuchen. Der aufmerksame Liebhaber wird stets beide Herstellarten unterscheiden können: die Weichheit der Steingutausformungen, die ihnen einen ganz besonderen Reiz gibt, ist nicht verwechselbar mit der Herbheit der Porzellanstücke. Und so hat neben „Höchst“ seit geraumer Zeit auch „Damm“ Geltung und Wert gefunden.

Aus Erich Stenger „Die Steingutfabrik Damm bei Aschaffenburg 1827-1884“.